

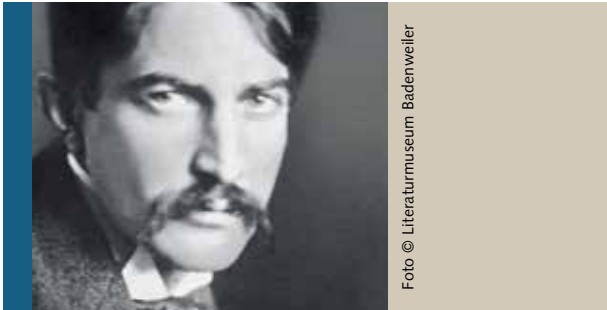
Stephen Crane

LESE
PROBE

Die rote
Tapferkeits-
medaille

Roman

Stephen Crane wurde 1871 in Newark geboren. Als Journalist und Kriegsberichterstatter erlebte er zwei Kriege in Griechenland und Kuba. Er schuf in seinem kurzen Leben ein enormes Werk: Lyrik, Erzählungen und Romane. 1889 siedelte Crane nach England über und freundete sich mit Joseph Conrad, H.G. Wells und Henry James an. Anfang Juni 1900 starb Stephen Crane mit nur 28 Jahren in Badenweiler an den Folgen einer Tuberkuloseerkrankung.



Von strenggläubigen Methodisten erzogen, seinen Fantasien folgend, von seiner Bildung zehrend, gegen die Konventionen ankämpfend, das Sterben so wenig fürchtend wie das Leben – das war Stephen Crane. Mit seinen Werken wollte er die prüde Gesellschaft schockieren. Crane gilt als der James Dean der amerikanischen Literatur.

Nur zögerlich zog sich die Kälte aus dem Boden zurück. Durch die letzten Nebelschwaden sah man eine Armee, die auf den Hügeln ihr Quartier bezogen hatte. Als sich das Braun des Morgengrauens in ein frisches Grün zu verwandeln begann, wachten auch die Soldaten auf und machten sich umgehend daran, die neuesten Gerüchte in sich aufzusaugen. Sie schauten erwartungsvoll zu den Fahrwegen am Fuß der Hügel, die gestern noch schlammigen Furchen ähnelten, inzwischen aber so weit getrocknet waren, dass man sie halbwegs passieren konnte. Ein kleiner Fluss, bernsteingelb im Schatten der Ufer, plätscherte zu ihren Füßen. In der Nacht, wenn sich das Wasser in schwermütiges Schwarz verwandelte, konnte man auf der anderen Seite das feindliche Lager erahnen. Die rot glühenden Lagerfeuer auf den Kuppen der Hügel leuchteten wie geheimnisvoll glänzende Augen, die sich durchs Dunkel bohrten.

Ein baumlanges Soldat hatte sich ein Herz gefasst und war zum Fluss hinuntergegangen, um dort sein Hemd zu waschen. Als er zurückkam, schwang er seine Kleidung wie eine Fahne. Er sprudelte eine Neuigkeit heraus, die er unterwegs von einem guten Freund aufgeschnappt hatte. Der Freund wiederum hatte sie von einem höchst verlässlichen Kavalleristen erfahren – und

der seinerseits von seinem absolut glaubwürdigen Bruder, der im Hauptquartier als Offiziersbursche arbeitete.

Der Lulatsch warf sich in Pose, als sei er der offizielle Herold mit den rot-goldenen Tressen. „Morgen setzen wir uns in Bewegung“, deklamierte er lauthals und war sich gleich der allgemeinen Aufmerksamkeit sicher. Eine Handvoll Soldaten, die ihm am Aufmarschweg entgegengekommen waren, bildeten um ihn eine Menschentraube. „Wir marschieren flussaufwärts, setzen aufs andere Ufer über und greifen sie dann von hinten an.“

Es war ein meisterhaftes Manöver, das er vor seinen Zuhörern bis ins kleinste Detail ausmalte. Als er die geplanten Truppenbewegungen erschöpfend geschildert hatte, teilten sich die blau-uniformierten Männer in kleinere Gruppen auf und diskutierten die Nachricht.

Ein farbiger Fuhrmann, der zuvor, lautstark angefeuert von rund vierzig Soldaten, auf einer Kommissbrot-Kiste getanzt hatte, musste enttäuscht mitansehen, dass sich sein Publikum aufgelöst hatte. Missmutig hockte er auf seiner Kiste. Aus den bröckelnden Schornsteinen der baufälligen Hütten kringelte unschlüssig dünner Rauch.

„Das ist 'ne Lüge, 'ne hundselende Lüge“, schrie ein junger Gefreiter. Sein rosiges Gesicht war vor Zorn errötet, seine geballten Fäuste steckten tief in den Hosentaschen. Der Schreihals machte den Eindruck, als fasse er die Neuigkeit als persönliche Provokation auf. „Ich glaub

nicht eine Minute lang, dass die verdammte Armee sich auch nur 'nen Zoll bewegen wird. Wir sitzen hier fest. Acht Mal in den letzten zwei Wochen sollte der Marschbefehl kommen und nix ist passiert.“ Der Lulatsch fühlte sich aufgerufen, die Glaubwürdigkeit des Gerüchts zu verteidigen, das er eigenhändig in die Welt gesetzt hatte. Er war drauf und dran, sich mit dem Schreihals zu prügeln.

Ein Korporal lenkte die Aufmerksamkeit auf sich, als er lauthals zu fluchen begann. Er hatte teure Holzdielen in seiner Hütte verlegen lassen. Zu Beginn des Frühjahrs hatte er noch Abstand davon genommen, Geld in die Verschönerung seiner Behausung zu stecken; schließlich hatte er jeden Tag mit dem Marschbefehl gerechnet. In jüngster Zeit hingegen hatte sich eher der Eindruck verfestigt, als sei ihr Lager für die Ewigkeit bestimmt.

Die meisten Anwesenden engagierten sich in hitzigen Diskussionen. Der eine erläuterte in besonders wortreicher Weise die Pläne ihres Kommandanten, andere hingegen behaupteten, die vermeintlichen Pläne seien nur Schall und Rauch. Sie schrien und zeterten und versuchten vergeblich, irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Lulatsch, der die Neuigkeit in Umlauf gebracht hatte, stolzierte mit stolzgeschwellter Brust umher und ließ sich immer wieder die gleiche Frage stellen: „Erzähl's uns nochmal, Jim. Was genau weißt du?“

„Die Armee wird morgen aufbrechen.“

„Wie kommst du bloß auf so'n Mist? Wer hat dir den Blödsinn ins Ohr geflüstert?“

„Ob du's glaubst oder nicht, ist mir völlig egal. Ich scher mich 'nen Dreck um deine Meinung.“

Die Art und Weise, wie er das sagte, war so überzeugend, dass einige Zuhörer erneut ins Grübeln kamen. Er sprach mit einer derartigen Überzeugungskraft, dass die fehlenden Beweise nicht mal mehr in die Waagschale fielen. Allein die Vorstellung, bald könne etwas passieren, sorgte für gespannte Aufregung.

Unter ihnen war auch ein junger Rekrut, der den Ausführungen des langen Soldaten ebenso aufmerksam gefolgt war wie den Kommentaren seiner Kameraden. Nachdem er alles nur Erdenkliche über Aufmärsche und Angriffsmanöver erfahren hatte, ging er zu seiner bescheidenen Behausung und kroch durch das Loch, das ihm als Tür diente. Er wollte allein sein mit sich und den Gedanken, die zuletzt seinen Kopf beschäftigt hatten.

Er legte sich auf eine breite Pritsche, die den hinteren Teil des Raumes ausfüllte. Vorne im Zimmer, gleich vorm Feuerplatz, standen ein paar leere Brotkisten, die als notdürftiges Mobiliar dienten. An der Holzwand hing ein Foto aus einer illustrierten Wochenzeitschrift. Drei Gewehre lagen auf parallel angebrachten Holz-

dübeln, weitere Teile seiner Ausrüstung auf allem, was irgendwie als Ablage dienen konnte. Auf einem Stapel mit aufgeschichteten Scheiten standen ein paar Blechteller. Ein zusammengefaltetes Zelt diente als Dach; wenn man es hochklappte, füllte die Sonne den Raum mit einem fahlgelben Licht. Ein kleines Fenster mit hellerem Licht warf ein schiefes, weißes Quadrat auf den mit Abfällen übersäten Fußboden. Der Rauch vom Feuerplatz scheute den Weg durch den Schornstein und machte sich lieber im Zimmer breit. Dieser brüchige Schornstein aus Lehm und Stöcken drohte unendlich oft, die ganze Einrichtung in Brand zu setzen.

Der Junge befand sich in einem Zustand zwischen Trance und Ungläubigkeit. Waren sie wirklich drauf und dran, in den Krieg zu ziehen? Vielleicht schon am morgigen Tag konnte es eine Schlacht geben und er würde dabei sein! Zeitweise musste er sich regelrecht zwingen, der neuen Realität ins Auge zu schauen. Er wollte noch immer nicht mit letzter Konsequenz dran glauben, dass er an einer der großen Entscheidungen der Menschheitsgeschichte beteiligt sein sollte.

Sicher, er hatte sein ganzes Leben lang von Schlachten geträumt – von vagen, aber stets blutigen Kämpfen, die ihn mit ihrem Getümmel und den krachenden Salven stets fasziniert hatten. Er hatte sich selbst in vielen dieser Schlachten kämpfen sehen – oder aber geträumt, wie die

vom Krieg geschundenen Menschen im Schatten seines brillanten, couragierten Kommandos endlich Sicherheit und Frieden fanden. Doch wenn er sich im Wachstumsstand befand, waren die Schlachten nicht mehr als blutrote Tropfen in den Annalen der Geschichte. Genau wie goldene Kronen und prächtige Paläste gehörten sie zu Relikten aus einer anderen, längst abgeschlossenen Epoche. Er war sich sicher, dass es in der Vergangenheit eine Zeit der großen Kriege gegeben haben musste, glaubte aber gleichzeitig, dass diese Ära unwiderruflich vorbei war.

Noch im Elternhaus lebend, hatte er dem Krieg im eigenen Land herzlich wenig abgewinnen können. Er erschien ihm wie eine unechte Inszenierung, die mit den heroischen Kriegen der alten Griechen nicht zu vergleichen war. Schlachten wie damals, sagte er sich, würde es niemals mehr geben. Die Menschen waren klüger geworden, vielleicht auch ängstlicher. Die weltliche wie geistige Entwicklung hatte die Raubtier-Reflexe der Menschheit zunehmend eingedämmt. Vielleicht waren es ja auch finanzielle Interessen, die den ungefilterten Aggressionen inzwischen im Wege standen.

Trotzdem hatte er mehrfach den brennenden Wunsch verspürt, sich der Armee anzuschließen. Überall schwärmten die Leute atemlos von den gewaltigen Heerscharen, die durchs Land zogen. Es waren vielleicht nicht gerade

die heroischen Helden, die Homer erlebt hatte, doch es gab keinen Zweifel, dass diese Schlachten noch immer ruhmreiche Herausforderungen waren. Er hatte von Gewaltmärschen gelesen, von Belagerungen und dramatischen Konfrontationen und wünschte nichts mehr, als Teil dieser dramatischen Kämpfe zu sein. Seine Fantasie hatte für ihn eindrucksvolle Schlachtszenen gemalt, die in grellen Farben und reißerischen Darstellungen geradezu schwelgten.

Doch seine Mutter hatte ihn schnell wieder auf den Boden der Realität zurückgeholt. Für seinen vermeintlichen Patriotismus und die romantische Verklärung des Kriegs hatte sie überhaupt kein Verständnis. Ruhig setzte sie sich neben ihn und zählte hunderte von Gründen auf, warum er auf ihrer Farm weitaus wichtiger sei als auf dem Schlachtfeld. Die resolute Art und Weise, wie sie ihre Argumente vortrug, ließen keinen Zweifel daran, dass sie von ihrem Standpunkt fest überzeugt war. Und eines musste er seiner Mutter lassen: Wie immer waren ihre moralischen Motive über jeden Zweifel erhaben.

Und doch hatte er sich irgendwann davon überzeugt, die prallen Farben des Lebens nicht von kleinmütigen Zweifeln schmälern zu lassen. Die Nachrichten in den Zeitungen, das Gerede im Dorf, seine eigenen Fantasien – sie alle hatten ihn in einen unkontrollierbaren Zustand versetzt. Und obendrein lief es ausgezeichnet

für die Soldaten der Union. Fast täglich berichteten die Zeitungen von spektakulären Siegen.

Eines Abends zu später Stunde lag er im Bett und hörte, wie der Wind das Läuten der Kirchenglocke an sein Ohr trug. Der Mensch, der am Glockenseil zog, musste außer Rand und Band sein, weil er offensichtlich den Sieg in einer wichtigen Schlacht zu vermelden hatte. Die grenzenlose Freude der Bevölkerung, die sich in dieser Weise manifestierte, hatte bei ihm eine Gänsehaut ausgelöst, die überhaupt nicht mehr verschwinden wollte. Noch in derselben Nacht war er ins Zimmer seiner Mutter gegangen und hatte gesagt: „Ma, ich lass mich verpflichten.“

„Henry, sei kein Narr“, hatte sie nur gesagt und dann eine Decke gegen ihr Gesicht gepresst. Das war alles, was in jener Nacht noch gesagt wurde.

Ohne noch weiter mit ihr zu reden, war er am nächsten Tag ins naheliegende Städtchen marschiert und hatte sich bei der Kompanie eintragen lassen, die gerade zusammengestellt wurde. Als er nach Hause kam, war seine Mutter damit beschäftigt, ihre gescheckte Kuh zu melken. Vier weitere Kühe standen in der Reihe und warteten. „Ma, ich hab mich verpflichtet“, sagte er verlegen. Für einen Moment herrschte atemlose Stille. „Sein Wille möge geschehen, Henry“, hatte sie schließlich geantwortet und weiter die Kuh gemolken.

Als er dann später im Türrahmen stand, den Tornister mit seiner Uniform über der Schulter, hatten seine erwartungsvoll glänzenden Augen jeden Anflug von Heimweh im Keim erstickt, auch wenn ihm die zwei Tränen nicht verborgen blieben, die auf den vernarbten Wangen seiner Mutter hinunterliefen.

Und trotzdem war er fast schon enttäuscht, dass seine Mutter nicht den Satz sprach, den Mütter in solchen Situationen doch eigentlich immer zu sagen pflegten: dass er hoffentlich mit seinem Schild heimkehren werde und nicht aufgebahrt auf seinem Schild. Er hatte sich im Stillen schon auf die Szene vorbereitet und ein paar gefühlvolle Sätze zurechtgelegt, doch ihre erstaunlich lebenstüchtige Ansprache sollte all seine guten Absichten zunichtemachen.

„Nu pass mal gut auf, mein Junge“, sagte sie, während sie Kartoffeln schälte. „Glaub mir nur ja nicht, du könntest ’ne ganze Rebellenarmee im Alleingang vernaschen. Du bist nur ’ne kleine Nummer und solltest besser die Klappe halten. Und tu, was man dir sagt. Ich kenn dich ja gut genug, Henry.“

Acht Paar Socken hab ich dir gestrickt und auch die guten Hemden eingepackt. Mein Junge soll’s genauso warm und wohlig haben, wie’s nur irgend geht. Und wenn du Löcher drin hast, schick sie heim, dann kann ich sie stopfen.

Überleg dir immer gut, mit wem du dich einlässt. In der Armee gibt's 'ne Menge schlimme Gestalten und der Krieg macht sie nur noch schlimmer. Die warten doch nur auf dumme Jungs wie dich, die ihr ganzes Leben daheim bei Mama verbracht haben. Diese Kerle tun doch nichts lieber, als dich zum Saufen und Fluchen zu verführen. Und im Nu bist du auf der schiefen Bahn. Schlag einen weiten Bogen um diese Leute, Henry. Und tu nichts, für das du dich schämen würdest, wenn ich davon wüsste. Stell dir einfach vor, ich würd dir immer über die Schulter schauen. Wenn du all das befolgst, haben wir vielleicht Glück und du kommst heil zurück.

Und vergiss nicht deinen Vater, Junge. Nie im Leben hat er 'nen Tropfen Alkohol angerührt und nur ganz selten beim Schwören den Herrgott als seinen Zeugen aufgerufen.

Ich weiß nicht, was ich dir sonst noch sagen soll, Henry. Nur eins noch: Denk nicht an mich, wenn's einmal haarig werden sollte. Du darfst dich nie vor der Verantwortung drücken. Ob du nun ums Leben kommst oder selbst was Schlimmes tun musst – denk immer daran, dass du nur das tust, was richtig ist. Es gibt 'ne Menge Frauen, die heutzutage damit klarkommen müssen. Am Ende des Tages wird der Herrgott schon auf uns aufpassen.

Und vergiss nicht, die Socken und Hemden zu schi-

cken, wenn sie Löcher haben, Junge. Ich hab dir noch 'n Glas von der Brombeerkonfitüre eingepackt, die du so gerne magst. Und nun leb wohl, Henry. Pass auf dich auf und sei ein guter Junge.“

Natürlich war er ungeduldig geworden, als er sich ihre Predigt hatte anhören müssen. Er hatte etwas anderes von ihr erwartet und wusste nicht so recht, wie er auf die Ansprache reagieren sollte. Als er sich umdrehte und ging, fühlte er fast so was wie Erleichterung.

Doch als er sich am Tor noch einmal umdrehte, sah er sie, wie sie inmitten der Kartoffelschalen kniete. Ihr braunes Gesicht, von Tränen benetzt, war zum Himmel erhoben, ihr schwächlicher Körper zitterte. Er senkte seinen Kopf und ging weiter, plötzlich belastet von dem üblen Gefühl, sich für sein Verhalten schämen zu müssen.

Von seinem Haus aus war er als Erstes zur Schule gegangen, um sich von seinen Klassenkameraden zu verabschieden. Sie hatten ihn voller Bewunderung umringt. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er sich überlegen gefühlt, was ihn unsagbar stolz machte. Er und die anderen Schüler, die sich für die blaue Uniform entschieden hatten, wurden den ganzen Nachmittag mit Vorschusslorbeeren überhäuft. Kein Zweifel: Es war eine überwältigende Erfahrung. Alle Rekruten liefen mit stolzgeschwellter Brust durch die Schule.

Ein blondes Mädchen trübte die Stimmung, als es sich über seine Kriegsbegeisterung lustig machte, doch er hatte ohnehin ein Auge auf ein anderes, dunkelhaariges Mädchen geworfen. Als sie ihn in seiner Uniform anschaute, glaubte er in ihrem Gesicht Ernst und Melancholie entdecken zu können. Beim Herausgehen, als er die Einfahrt zwischen den Eichenbäumen passierte, hatte er sich noch einmal schnell umgedreht und bemerkt, wie ihre Augen ihn vom Fenster aus verfolgten. Als sich ihre Blicke kreuzten, war sie zusammengezuckt und schaute nun durch die Baumkronen zum Himmel hinauf. Ihm blieb nicht verborgen, dass sie sich unnatürlich nervös und fahrig verhielt. Er sollte noch oft über diesen Vorfall nachdenken.

Auf der Fahrt nach Washington hatte sich seine Stimmung nur noch weiter verbessert. An fast jedem Bahnhof umringten Zivilisten die Waggons, drückten den Rekruten Essbares in die Hand oder wünschten ihnen alles Gute. Die Flut von Brot, Wurst, Kaffee, Gürkchen und Käse war so überwältigend, dass er sich bereits wie ein gefeierter Held fühlte. Als ihn die Mädchen umschwärmten und ihm die alten Männer auf die Schulter klopfen, wuchs in ihm der Glaube, endlich am Ziel seiner Träume angelangt zu sein.

Langwierige Truppentransporte folgten, ständig von Zwischenstopps unterbrochen, dann lange Monate im

Lager, die mit jedem Tag monotoner und stumpfsinniger wurden. Er hatte immer geglaubt, der Krieg sei eine endlose Aneinanderreihung von Kämpfen auf Leben und Tod, nur kurz unterbrochen von Schlafen und Essen. Doch tatsächlich hatte sein Regiment seit Monaten nichts anderes getan, als untätig auf dem Hügel zu hocken und in der Kälte des Winters nicht zu erfrieren.

Das Warten hatte ihm die Zeit gegeben, sich wieder mit seinen alten Theorien zu beschäftigen: Schlachten, wie sie die alten Griechen schlugen, würde es nie wieder geben; die Menschen waren intelligenter geworden, vielleicht aber auch ängstlicher; Erziehung und Religion hatten den animalischen Instinkten der Menschheit ihre Zähne gezogen. Und wenn das immer noch nicht reichte, gab es elementare finanzielle Interessen, die sich den hemmungslosen Leidenschaften in den Weg stellten.

Er hatte gelernt, sich selbst nur als unbedeutender Teil einer großen blauen Bewegung zu verstehen. Seine hauptsächliche Betätigung bestand inzwischen darin, sich um sein persönliches, alltägliches Wohlbefinden zu sorgen. Ansonsten konnte er nur Däumchen drehen und darüber grübeln, was wohl gerade in den Köpfen der Generäle vor sich ging. Darüber hinaus gab es nur Drills, noch mehr Drills und die abschließende Benotung. Wieder Drills, wieder Noten.

Die einzigen Gegner, die er je gesehen hatte, waren

die feindlichen Wachen, die am anderen Ufer postiert waren. Es waren joviale, sonnengebräunte Männer, denen manchmal auch ein ungewollter Schuss rausrutschen konnte. Wenn sie anschließend vom blauen Ufer drauf angesprochen wurden, entschuldigten sie sich meist und schworen bei ihren Göttern, die Flinten seien von ganz allein losgegangen. Henry, der eines Nachts auch einmal Wache schieben musste, kam mit einem der Südstaatler ins Gespräch. Es war ein etwas runtergekommener Gesell, der aber ein gutmütiger Gernegroß war und obendrein punktgenau zwischen seine Stiefel spucken konnte. Henry schloss ihn umgehend ins Herz.

„Hey Yank“, rief es vom anderen Ufer herüber, „ich glaub, du hast das Herz am richtigen Fleck.“ Es waren Worte, vom lauen Wind über den Fluss geweht, die ihn für einen kurzen Moment am Sinn des Krieges zweifeln ließen.

Einige Veteranen hatten ihm ganz andere Geschichten aufgetischt. Sie beschrieben graue, backenbärtige Horden, die wüst fluchend vorwärtsmarschierten und dabei wild entschlossen Kautabak spuckten. Es waren im Feuer gestählte Kriegsmaschinen, die – wie anno dazumal die Hunnen – alles unter sich zermalmten, was ihnen in den Weg kam. Andere wiederum erzählten von zerlumpten, ausgehungerten Jammergestalten, die nicht mal mehr geradeaus schießen konnten. „Für ’nen Brot-

beutel reiten die durch Feuer und Schwefel“, erzählte man ihm. „Fragt sich nur, wie lange ihre Gedärme das noch mitmachen.“ Hörte er solche Geschichten, stellte er sich unwillkürlich rohe, blutige Knochen vor, die durch die Löcher ihrer zerschlissenen Uniformen ragten.

Unterm Strich wollte er sich aber auf den Wahrheitsgehalt dieser Schnurren nicht verlassen. Er lernte schnell, dass die Veteranen allen möglichen Humbug aufstichteten, um sich bei den Rekruten wichtigzumachen. Sie schwätzten viel von Feuer, Blut und den Rauchwolken der abgefeuerten Salven, doch er konnte beim besten Willen nicht überprüfen, was gelogen war und was nicht. Sie nannten ihn auch immer nur „Frischling“ – was sie in seinen Augen nicht gerade sympathischer machte.

Immerhin lernte er nun, dass es keine entscheidende Rolle spielte, gegen welche Art von Soldaten er kämpfen würde. Dahinter versteckte sich eine zweite Frage, die ihm viel mehr auf dem Magen lag. Er legte sich auf seine Pritsche, um der Frage auf den Grund zu gehen. Wusste er wirklich mit hundertprozentiger Sicherheit, dass er im Zweifelsfall nicht türmen würde?

Bisher war er nie gezwungen gewesen, sich mit dieser Frage intensiver zu beschäftigen. In seinem Leben hatte er grundlegende Dinge nie infrage gestellt und immer den Triumph am Ende des Weges vor Augen gehabt.

Wie er dieses Ziel erreichen wollte, war dagegen nie von Belang gewesen. Aber nun war er mit einer Frage konfrontiert, der er so einfach nicht ausweichen konnte. Aus heiterem Himmel war ihm die Erkenntnis gekommen: Ich kann nicht ausschließen, dass ich im Zweifelsfall wirklich Reißaus nehme. Er musste sich eingestehen, dass er, was den Krieg anging, herzlich wenig über sich wusste.

Noch vor kurzem hätte er seinem Bewusstsein erlaubt, das ungeliebte Problem kurzerhand auszublenden, doch nun fühlte er instinktiv, dass er sich der Frage wohl oder übel stellen musste.

Eine wachsende Panik machte sich in ihm breit. Wenn er sich konkret einen Zweikampf vorzustellen versuchte, fand er in keiner der möglichen Varianten wirklichen Trost. Er konnte sich einfach nicht ausmalen, dass er inmitten tödlicher Bedrohungen wie ein Fels in der Brandung stehen würde. Er versuchte sich an die glorreichen Fantasien zu erinnern, die er in früheren Jahren umarmt hatte, ahnte aber, dass sie im Rahmen des nahenden Ernstfalls keinen Bestand haben würden.

Er sprang vom Bett hoch und lief aufgeregt hin und her. „Großer Gott, was ist bloß los mit mir?“, fragte er laut.

Er fühlte, dass seine bisherigen Kenntnisse der menschlichen Natur für die Bewältigung dieser Krise

nicht ausreichend waren. Was immer er über sich gelernt hatte, spielte plötzlich keine Rolle mehr. Er war sich selbst eine unbekannte Größe.

Je länger er drüber nachdachte, umso mehr verstand er, dass er sich einer ernsthaften Prüfung unterziehen musste – ganz so, wie er es schon in früheren Jahren getan hatte. Er musste Informationen über sich selbst sammeln, entschloss sich aber auch, diese Gedanken zunächst unter Verschluss zu halten. Er wollte sich in den Augen der Kameraden nicht gleich lächerlich machen, sollte bei seiner Selbsterforschung noch unerquicklicher Ballast zutage gefördert werden. „Großer Gott!“, stöhnte er noch einmal auf.

Plötzlich hörte er Geräusche vom Eingang seiner Hütte. Der Lulatsch kroch erstaunlich beweglich durchs Loch, gefolgt von dem Schreihals. Sie waren natürlich am Streiten.

„Ist ja alles gut und schön“, schimpfte der Soldat beim Eintreten, „du kannst mir glauben oder nicht. Setz dich einfach nur auf deinen Hosenboden und wart's ab. Wirst schon bald kapieren, dass ich recht hatte.“

Der Gefreite grunzte widerwillig. Für einen Moment schien er nach einer passenden Antwort zu suchen. „Du meinst wohl, du weißt alles, was in der Welt so vor sich geht“, grummelte er schließlich.

„Ich sach nich, dass ich alles weiß“, gab der Soldat bis-

sig zurück. Er begann damit, verschiedene Gegenstände sorgsam in seinem Tornister zu verstauen.

Der Junge hatte sich gesetzt und beobachtete den Soldaten, der noch immer auf dem Boden beschäftigt war. „Dann wird’s also ’ne richtige Schlacht geben, Jim?“, fragte er ihn.

„Da kannst du Gift drauf nehmen“, war die Antwort. „Natürlich wird es die geben. Wart nur bis morgen und du wirst eine der größten Schlachten erleben, die die Welt je gesehen hat. Wart’s nur ab.“

„Wahnsinn“, sagte der Junge.

„Du wirst Kämpfe seh’n, mein Junge, Kämpfe, wie du sie noch nie gesehen hast.“ Der Soldat sprach mit der Miene des Kenners, der seinen Kameraden gerade das ABC des Krieges erklärt.

„Hach!“, kam es aus der Ecke, wo der Gefreite inzwischen Platz genommen hatte.

„Nun ja“, sagte der Junge. „Hoffen wir, dass diese Geschichte nicht genauso im Sand verläuft wie all die andern auch.“

„Da mach dir mal keine Gedanken“, antwortete der Soldat und wurde zusehends ungeduldiger. „Hat sich die Kavallerie nicht heut Morgen schon auf den Weg gemacht?“ Er starrte seine jungen Kameraden an, die zustimmend nickten. „Es heißt, dass es kaum noch einen Kavalleristen im ganzen Lager gibt. Sie reiten nach

Richmond, wo die Rebellen ihr Hauptquartier haben. Ist alles aber nur eine clevere Finte. Und die Fußtruppen bekommen auch schon ihre Order. Ein Freund, der im Hauptquartier war, hat mir gerade eben erst davon erzählt. Und überall im Lager wird's auch schon heiß diskutiert. Kannst dich davon ja selbst überzeugen.“

„Dummes Gedöns“, knurrte der Schreihals.

Henry sagte für eine Weile nichts und wandte sich dann an den langen Soldaten. „Jim?“

„Was is?“

„Was glaubst du, wie sich unser Regiment schlagen wird?“

„Och, wenn sie erst mal in Fahrt gekommen sind, werden sie schon 'nen beherzten Kampf abliefern“, sagte er bedächtig. Er tat ganz so, als sei er ein distanzierter Beobachter. „Natürlich werden sich die Veteranen erst mal über die Frischlinge lustig machen, aber ich denk, dass sie irgendwann schon die Kurve kriegen.“

„Glaubst du, dass sich der eine oder andere durch die Büsche macht?“, wollte der Junge wissen.

„Klar, ein paar werden die Beine in die Hand nehmen, aber die gibt's in jedem Regiment, vor allem, wenn sie zum ersten Mal unter Beschuss kommen. Kann natürlich auch sein, dass die ganze Bagage türmt, wenn's ans Eingemachte geht. Kann aber auch sein, dass sie sich keinen Zoll rühren und sogar feste auf die Pauke hauen.“

Kann man vorher nie wissen. In jedem Fall werden sie die ganze Rebellenarmee nicht gleich komplett verdreschen. Einige kämpfen besser als andere, einige schlechter, wenn du mich fragst. Sie nennen's nicht ohne Grund ‚Das Frischlings-Regiment‘, aber die Jungs sind nicht von schlechten Eltern und werden schon wissen, wo's langgeht.“

„Die meisten von ihnen werden kämpfen bis zum Umfallen“, fügte er noch an. „Aber erst muss die Schießerei mal losgehen.“ Seinen letzten Worten gab er eine besondere Betonung.

„Was für ein Blödsinn“, meldete sich der Schreihals wieder zu Wort. „Du hast ja von Tuten und Blasen keine Ahnung.“

Der Lulatsch drehte sich empört um. Sie hatten einen kurzen, böartigen Wortwechsel, bei dem sie sich wüste Beschimpfungen an den Kopf warfen.

Irgendwann wurde es Henry zu viel. „Bist du jemals selbst getürmt, Jim?“, fragte er in die Runde. Als die Worte seinen Mund verlassen hatten, lachte er laut, als habe er die Frage natürlich nur scherzhaft gemeint. Auch der Schreihals in der Ecke konnte sich ein Kichern nicht verkneifen.


Der Lulatsch machte eine abwehrende Handbewegung. „Nun ja“, sagte er ernsthaft, „in einigen Gefechten dachte ich mir, Jim Conklin, das ist zu heiß für dich.“

Und wenn sich die anderen Jungs aus dem Staub gemacht hätten, wär ich natürlich auch abgehauen. Und glaub mir: Ich wär sogar schneller gerannt als jeder andere. Aber wenn alle tapfer kämpfen, kämpfe ich mit. So wahr mir Gott helfe. Darauf kannst du dich verlassen.“

„Hach!“ Der Schreihals konnte sich seinen Senf nicht verkneifen.

Henry hingegen war dankbar, dieses ehrliche Eingeständnis gehört zu haben. Heimlich hatte er befürchtet, dass alle Rekruten das Selbstbewusstsein in Person seien. Dass auch gestandene Veteranen seine Sorgen teilten, war für ihn eine beruhigende Erfahrung.

...



Stephen Crane

Der Klassiker
endlich in
einer neuen
Übersetzung

Die rote
Tapferkeits-
medaille

Roman

PENDRAGON

Die rote Tapferkeitsmedaille

Es ist ein grandioses Meisterwerk, das die Empfindungen, Sorgen und Nöte des einfachen Soldaten im amerikanischen Bürgerkrieg auslotet, Jahre bevor die Psychoanalyse Einzug in die Wissenschaften hielt. Verfasst von einem 22-jährigen Collegeabbrecher, der keine Ahnung vom Soldatenleben hatte und erst 1871, sechs Jahre nach dem Ende des Bürgerkriegs, geboren worden war. Cranes Stil und Dramaturgie lassen den Leser unmittelbar am Geschehen teilhaben.

Für Ernest Hemingway

„eines der besten Bücher unserer Literatur“

Der Band enthält ergänzend die Erzählung „Der Veteran“, in der Henry Fleming, der junge Soldat aus dem Roman, als alter Mann auftaucht. Abgeschlossen wird diese Ausgabe durch ein Nachwort von Thomas Schneider und einem Crane-Portrait von Rüdiger Barth.

Stephen Crane | Die rote Tapferkeitsmedaille

Roman | **Neuübersetzung** von Bernd Gockel

Gebunden | mit Schutzumschlag und Lesebändchen

320 Seiten | Euro 24,00 | 978-3-86532-686-7

Leseempfehlung

Andreas
Kollender

Roman

Mr. Crane

PEN DRAGON 

Mr. Crane

Im Sommer 1900 wird der Schriftsteller Stephen Crane im Tuberkulose-Sanatorium Badenweiler von der jungen Krankenschwester Elisabeth gepflegt. Sie kennt seine Bücher, seit Langem fühlt sie sich ihm seelenverwandt. In den heißen Tagen im Sanatorium entwickelt sich zwischen den beiden Außenseitern eine obsessive Liebesbeziehung, die sie vor allen geheim halten müssen.

Crane, von Fieber und Delirien befallen, erzählt Elisabeth von seinem Schreiben, seinen Liebschaften und seinen Erlebnissen als Kriegsberichterstatte. Mitgerissen und ermuntert durch Cranes Erzählungen wagt Elisabeth endlich, ihm das große Geheimnis ihres Lebens zu offenbaren.

„Kollender lässt seine Figuren plastisch werden, ohne ihnen ihr letztes Geheimnis zu nehmen.“

Jens Dirksen | Westdeutsche Allgemeine Zeitung

Andreas Kollender | Mr. Crane

Gebunden | mit Schutzumschlag und Lesebändchen

256 Seiten | Euro 24,00 | 978-3-86532-685-0

PENDRAGON

Pendragon Verlag
Günther Butkus
Stapenhorststraße 15
D 33615 Bielefeld
Tel. 05 21 6 96 89
kontakt@pendragon.de

www.pendragon.de

Presse

Kirchner Kommunikation
Agentur für Presse und Öffentlichkeit
Luise Behr
Gneisenaustraße 85
10961 Berlin
Tel. 030 847118 15
behr@kirchner-pr.de

Auslieferung DE und AT

Prolit
Verlagsauslieferung GmbH
Siemensstraße 16
35463 Fernwald (Annerod)
Kontakt: Maren Weber
Tel. 0049 (0)641 94393230
m.weber@prolit.de

Vertrieb

Rund ums Buch
Vertriebsbüro Lena Renold
Hülchrather Straße 37
50670 Köln
Tel. 0173 2624737
renold@rund-ums-buch.com

Auslieferung CH

AVA Verlagsauslieferung
Centralweg 16
CH-8910 Affoltern a. Albis
Tel. 0041 (0)44 7624200
avainfo@ava.ch

Gestaltung: Uta Zeißler, Bielefeld